

REMY EYSSEN

Mörderisches
Lavandou

Kriminalroman



ullstein

Der Autor



Remy Eyssen, geboren 1955 in Frankfurt am Main, arbeitete zunächst als Redakteur bei der »Münchner Abendzeitung«, später als freier Autor für Tageszeitungen und Magazine. In den Neunzigerjahren entstanden die ersten Drehbücher. Es folgten zahlreiche Arbeiten für TV-Serien und Filme bei allen deutschen Fernsehsendern.

In unserem Hause sind vom Autor bereits erschienen: Tödlicher Lavendel · Schwarzer Lavendel · Gefährlicher Lavendel · Das Grab unter Zedern

Das Buch

Es ist Oktober, und die Feriensaison in Le Lavandou ist beendet, die Strandcafés schließen, und die Einheimischen gönnen sich ihren wohlverdienten Urlaub. Während sich die kleine Stadt an der Küste vom Trubel der Sommermonate erholt, verschwindet jedoch eine Hotelangestellte in den Hügeln der Provence. Auch Rechtsmediziner Dr. Leon Ritter hatte sich auf die ruhige Jahreszeit gefreut und wollte seinen Lieblingsbeschäftigungen mehr Zeit widmen: Zeitung lesen, Café au Lait trinken und Boule spielen. Mit der beschaulichen Ruhe ist jedoch schlagartig Schluss, als eines Morgens mitten in Lavandou ein

menschlicher Fuß gefunden wird. Leon glaubt nicht an die Schuld des Verdächtigen, der bald festgenommen wird, und gerät zusätzlich selbst ins Visier der Ermittler. Schließlich beginnt ein riskanter Wettlauf gegen die Zeit. Wird es ihm gelingen, dem Täter rechtzeitig das Handwerk zu legen?

Remy Eyssen

Mörderisches Lavandou

Leon Ritters fünfter Fall

Kriminalroman

Ullstein

Besuchen Sie uns im Internet:
www.ullstein-buchverlage.de

Originalausgabe im Ullstein Taschenbuch

1. Auflage Mai 2019

© Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin 2019

Umschlaggestaltung: zero-media.net, München

Titelabbildung: © FinePic®, München (Himmel);

Getty Images / © Juergen Richter / LOOK-foto (Dorf)

E-Book-Konvertierung powered by pepyrus.com

Alle Rechte vorbehalten.

ISBN 978-3-8437-2073-1

Emojis werden bereitgestellt von openmoji.org unter der Lizenz [CC BY-SA 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/).

Auf einigen Lesegeräten erzeugt das Öffnen dieses E-Books in der aktuellen Formatversion EPUB3 einen Warnhinweis, der auf ein nicht unterstütztes Dateiformat hinweist und vor Darstellungs- und Systemfehlern warnt. Das Öffnen dieses E-Books stellt demgegenüber auf sämtlichen Lesegeräten keine Gefahr dar und ist unbedenklich. Bitte ignorieren Sie etwaige Warnhinweise und wenden sich bei Fragen vertrauensvoll an unseren Verlag! Wir wünschen viel Lesevergnügen.

Hinweis zu Urheberrechten

Sämtliche Inhalte dieses E-Books sind urheberrechtlich geschützt. Der Käufer erwirbt lediglich eine Lizenz für den persönlichen Gebrauch auf eigenen Endgeräten. Urheberrechtsverstöße schaden den Autoren und ihren Werken, deshalb ist die Weiterverbreitung, Vervielfältigung oder öffentliche Wiedergabe ausdrücklich untersagt und kann zivil- und/oder strafrechtliche Folgen haben.

In diesem E-Book befinden sich Verlinkungen zu Webseiten Dritter. Bitte haben Sie Verständnis dafür, dass sich die Ullstein Buchverlage GmbH die Inhalte Dritter nicht zu eigen macht, für die Inhalte nicht verantwortlich ist und keine Haftung übernimmt.

Inhalt

Der Autor / Das Buch

Titelseite

Impressum

Prolog

1. Kapitel

2. Kapitel

3. Kapitel

4. Kapitel

5. Kapitel

6. Kapitel

7. Kapitel

8. Kapitel

9. Kapitel

10. Kapitel

11. Kapitel

12. Kapitel

13. Kapitel

14. Kapitel

15. Kapitel

16. Kapitel

17. Kapitel

18. Kapitel

19. Kapitel

20. Kapitel

21. Kapitel

22. Kapitel

23. Kapitel

24. Kapitel

25. Kapitel

26. Kapitel

27. Kapitel

28. Kapitel

29. Kapitel

30. Kapitel

31. Kapitel

32. Kapitel

33. Kapitel

34. Kapitel

35. Kapitel

36. Kapitel

37. Kapitel

38. Kapitel

39. Kapitel

40. Kapitel

41. Kapitel

42. Kapitel

43. Kapitel

44. Kapitel

45. Kapitel

46. Kapitel

47. Kapitel

48. Kapitel

49. Kapitel

50. Kapitel

51. Kapitel

52. Kapitel

53. Kapitel

54. Kapitel

55. Kapitel

56. Kapitel

57. Kapitel

58. Kapitel

59. Kapitel

60. Kapitel

61. Kapitel

62. Kapitel

63. Kapitel

64. Kapitel

65. Kapitel

66. Kapitel

67. Kapitel

68. Kapitel

69. Kapitel

70. Kapitel

71. Kapitel

72. Kapitel

73. Kapitel

74. Kapitel

75. Kapitel

76. Kapitel

77. Kapitel

78. Kapitel

79. Kapitel

80. Kapitel

81. Kapitel

82. Kapitel

83. Kapitel

84. Kapitel

85. Kapitel

86. Kapitel

87. Kapitel

88. Kapitel

Social Media

Vorablesen.de

Meiner Frau und meiner Tochter
für ihre Geduld und ihren Rat

Prolog

Die Frau lief den schmalen Pfad entlang, der sich viele Kilometer weit über die Höhen des Massif des Maures schlängelte. Vorbei an den immergrünen Ginsterbüschen und unter den gewaltigen Esskastanien hindurch, aus deren Früchten man in dieser Gegend Maronencreme herstellte. Von hier oben reichte der Blick weit über das Naturschutzgebiet bis hinunter zur Küste. Im Osten konnte man im Dunst des Nachmittags die schneebedeckten Gipfel der Alpes Maritimes erahnen. Vor sich, genau im Westen, sah die junge Frau jetzt die flache Sonne, die sich hinter Toulon auf das Meer zu senken schien.

Doch die junge Frau konnte den Zauber dieser grandiosen Landschaft nicht genießen. Die Frau hatte Angst. Was hatte sie sich nur dabei gedacht, hier oben zu laufen? Sie hätte wissen müssen, dass sie zu dieser Jahreszeit ganz allein auf ihrer Lieblingsstrecke sein würde. Hätte wissen müssen, dass es Anfang Oktober schon viel früher dunkel wird. Verdammt, sie hätte gar nicht hierherkommen sollen. Die Läuferin war professionell ausgerüstet: halblange Jogginghose, atmungsaktives Shirt und eine federleichte Gore-Tex-Jacke gegen den Wind. Doch sie lief unsicher, stolperte, fing sich wieder und versuchte verzweifelt ihren Rhythmus zu finden. Sie warf einen gehetzten Blick über die Schulter. Folgte ihr jemand?

Die Läuferin versuchte, sich ganz auf den Pfad zu konzentrieren, der jetzt bergan führte. Ihr Atem ging stoßweise. Ihre Schritte waren unbeholfen, sie fürchtete, erneut zu stolpern. Noch ein Fehltritt und sie würde stürzen. Irgendwohin zwischen die Dornen der Zistrosen und die harten Zweige der Rosmarinbüsche. Seit einer Viertelstunde fühlte sie den stechenden Schmerz im linken Fuß – bei jedem Schritt. Sie hätte den Lauf längst abbrechen müssen. Sie wollte sich doch schonen, wollte mehr Verantwortung zeigen. Ja, verdammt, sie wusste, dass sie auf sich achten musste, gerade jetzt. Aber sie konnte sich nicht schonen. Jetzt musste sie laufen, so schnell sie konnte. Sie hatte Angst, panische Angst. Die junge Frau verlor für einen Augenblick den Halt, glitt mit dem Fuß von einem glatten Felsen ab und taumelte. Sie unterdrückte einen Schrei, als ihr der Schmerz wie ein Messer in das Fußgelenk fuhr. Es ist bestimmt nur eine Zerrung, beruhigte sie sich, nur eine Zerrung.

Auf keinen Fall durfte sie in Panik geraten. Vielleicht bildete sie sich ja alles nur ein. Das Knacken kam vom Wind in den Ästen. Das Rascheln waren Kaninchen und Dachse, die sie mit ihrem einsamen Lauf aufscheuchte. Es gab niemanden, der ihr folgte. Sie war einfach nur überempfindlich. Das hatte auch der Arzt gesagt. War das ein Wunder? Die Beerdigung ihrer Mutter lag noch kein halbes Jahr zurück. Und trotzdem griff sie gelegentlich noch zu ihrem Handy, um sie anzurufen. Ob dieser Impuls jemals verschwinden würde? Sie hatte sich das anfangs nicht eingestehen wollen, aber mit dem Tod der Mutter hatte sie auch einen Teil ihrer Selbstsicherheit verloren. Die war einfach verschwunden, wie Wasser im Sand.

»Wir schaffen das schon, du musst Geduld haben«, hatte ihr Vater gesagt. Aber die Tränen in seinen Augen sagten, dass er den eigenen Worten nicht glaubte.

Die junge Frau versuchte, regelmäßiger zu atmen. Sog die warme Oktoberluft ein und ließ sie langsam wieder aus der Lunge herausströmen. Zwei Schritte ein-, vier Schritte ausatmen. Wäre es nach ihr gegangen, hätte sie bestimmt nicht den Job in Lavandou angenommen. Aber sie hatte es ihrer Mutter versprochen, kurz vor deren Tod. Das Hotel in Arles konnte ihr Vater unmöglich allein führen und ihr fehlte die Erfahrung. Also war sie in Le Lavandou gelandet. Sechs Monate Praktikum in einem Viersternehotel. Am Anfang dachte sie, sie würde es keine Woche aushalten. Das war jetzt vier Monate her. Sie hätte das Hotel der Eltern nicht so früh übernehmen wollen. Sie wollte erst mal herumreisen. New York, Paris, London, Singapur. Es gab so viele aufregende Orte auf der Welt.

In diesem Moment hörte sie es wieder. Das Schnaufen. Jemand folgte ihr, jetzt war sie ganz sicher. Sie beschleunigte ihre Schritte. Sie konnte nicht mehr weit von der Lichtung entfernt sein, wo sie den Wagen abgestellt hatte. Vierunddreißig Minuten dauerte der Lauf bis zu ihrer Umkehrmarke und dann wieder vierunddreißig Minuten zurück zum Parkplatz. Wenn sie in Form war. Aber jetzt war sie nicht in Form, jetzt musste sie sich zwingen, überhaupt weiterzuhumpeln.

Das waren Schritte, die sie da hörte. Ganz eindeutig. Der Kerl war jetzt hinter ihr. Oder wollte sie sich etwa einreden, sie hätte den Mann nicht gesehen. Wie er da hinter den Kiefern stand und auf sie wartete. Wie ein böser Schatten, der sich zwischen den Bäumen aufzulösen schien. Nein, das war keine Einbildung. Der Mann beobachtete sie seit Tagen. Der Scheißkerl wusste genau, dass sie hier entlangkam.

Er war ihr gefolgt. War so dicht hinter ihr gewesen, dass sie ihn atmen hören konnte. Da hatte sie ihr Tempo beschleunigt. Sie war gut trainiert. Hatte es beim Halbmarathon in Nizza immerhin auf Platz 85 geschafft. Sie

wäre dem Kerl leicht davongelaufen. Aber da war dieses Loch im Boden. Nur ein paar Zentimeter weiter nach rechts und sie hätte sich den Fuß nicht umgeknickt. Beim Stadtlauf wäre das das Aus gewesen. Sie hätte sich an den Rand der Strecke gesetzt und entspannt gewartet, bis die Sanitäter sie aufsammelten. Aber das hier war kein Marathon. Hier lief sie nicht für eine dämliche Medaille, hier lief sie um ihr Leben. Das wusste sie. Das sagte ihr der Instinkt.

Der Fuß schmerzte jetzt ununterbrochen. Sie spürte, wie er immer weiter anschwell, kaum noch in den Schuh passte. Sie versuchte, sich nicht vorzustellen, was mit ihrem Fußgelenk geschehen war. Versuchte, den Schmerz auszublenden.

Solange du in Bewegung bist, wird er dich nicht erwischen, sagte sie sich immer wieder, wie ein Mantra. In diesem Moment hörte sie das Knirschen kleiner Steine. Das war er! Höchstens ein oder zwei Kurven hinter ihr. Sie presste die Lippen aufeinander, um den Schmerzensschrei zu unterdrücken, als sie sich erneut den Fuß vertrat. Irgendetwas in ihrem Gelenk tat einen Knacks. Der Schmerz war scharf und hell. Aus, das war's. Sie konnte ihren Fuß nicht mehr kontrollieren. Aber sie musste ihn aufsetzen, wenn sie vorwärtskommen wollte, immer und immer wieder. Es fühlte sich an, als würde sie über glühende Kohlen laufen.

Die Sonne verschwand hinter dem Horizont. Für ein paar Minuten leuchtete der sandige Boden in warmem Rot. Der Wind frischte auf, als die Dämmerung aus den Büschen kroch. Sie würde es nicht schaffen, dachte die junge Frau verzweifelt. Sie würde den Parkplatz nicht erreichen, bevor es dunkel wurde. Das Hinken war jetzt stärker geworden. Sie griff sich einen abgebrochenen Ast, der am Boden lag, und stützte sich damit ab, während sie mühsam weiterhumpelte. Würde sie jemand vermissen, wenn sie jetzt einfach stehen blieb und ihr unausweichliches Schicksal

akzeptierte? Sollte der Kerl doch kommen. Sollte er doch mit ihr machen, was er wollte. Für einen kurzen Augenblick war sie bereit, einfach aufzugeben. Aber dann lief sie weiter, als hätten sie ihre düsteren Gedanken mit neuer Energie versorgt. Der Pfad senkte sich, und plötzlich konnte sie in der Dämmerung den Parkplatz erkennen, der keine zweihundert Meter mehr entfernt war.

In diesem Moment wurden die Geräusche hinter ihr lauter. Erst ein Poltern, als würde jemand stolpern. Dann das laute Knacken von Zweigen, gleich neben ihr im Gebüsch. Im nächsten Augenblick brach ein Wildschwein durch den Ginster. Es preschte nur Zentimeter entfernt an ihr vorbei, schoss vor ihr den Pfad entlang, stürzte sich zwischen die dornigen Büsche der Macchia und verschwand krachend im Unterholz, so schnell, wie es aufgetaucht war.

Die junge Frau war vor Schreck stehen geblieben. Kaum war das Tier verschwunden, schien die Landschaft in einer geradezu andächtigen Stille zu versinken. Nur die Abendbrise, die feucht und warm vom Meer heraufkam, verursachte ein Rauschen in den Zweigen der Bäume. Die junge Frau fühlte sich plötzlich leicht und befreit. Wie ein Soldat, der auf wundersame Weise als Einziger den Angriff des Feindes überlebt hat. Mit einem Mal schien alle Panik von ihr abzufallen. Sie lief ein paar unbeschwerte Schritte den Pfad entlang, bis die Schmerzen im Fuß sie daran erinnerten, dass sie die letzten Minuten nicht geträumt hatte.

Der vierzig Jahre alte, cremefarbene Citroën DS, der ihrem Freund gehörte, stand noch dort, wo sie ihn vor anderthalb Stunden abgestellt hatte. Der Wagen war etwas heruntergekommen, aber er funktionierte noch immer einwandfrei. Die junge Frau hinkte zu dem Auto, das einsam unter den großen Kastanien parkte. Der Schuh schnitt schmerzhaft ins Fleisch. Sie wollte den verdammten Joggingschuh nur noch loswerden. Sie

stützte sich auf die Motorhaube und zerrte den Schuh von ihrem nackten Fuß. Sofort spürte sie Erleichterung. Jetzt einfach nur noch einsteigen und losfahren. Der Oldtimer hatte ein Automatikgetriebe, sie würde also ihren linken Fuß schonen können. Am besten, sie fuhr direkt in die Klinik. Für einen Moment stellte sie sich vor, wie sich Ärzte und Schwestern um sie kümmern würden. Sie würde in einem sauberen Bett liegen, und vielleicht würde die Röntgenaufnahme ja zeigen, dass die Verletzung gar nicht so schlimm war.

Die junge Frau öffnete die Tür, setzte sich hinter das Steuer und zog vorsichtig das linke Bein in den Wagen. Der Schmerz im Gelenk war in ein dumpfes Pochen übergegangen. Es war Zeit, hier wegzukommen. Sie startete den Motor und schaltete das Licht an. Die Scheinwerfer erfassten den leeren, staubigen Platz. Sie schaltete die Automatik auf »Marche arrière« und drehte sich um. In diesem Moment stockte ihr der Atem, und eine Welle eisiger Kälte lief durch ihren Körper. Hinter ihr auf der Rückbank saß der Mann.

Es dauerte nur eine Sekunde, bis die Frau ihre Hand zum Türgriff bewegte, doch der Mann war schneller. Er schlang ihr seinen rechten Arm um den Hals und zog sie zwischen den Sitzen hindurch nach hinten. Er drückte ihr die Luft ab. Die Frau strampelte und schlug um sich. Doch der Mann war stark und kannte keine Gnade. Die Frau merkte, wie die Kräfte sie verließen. Sie strampelte und spürte erneut einen rasenden Schmerz im linken Fuß, als unter ihrem Tritt die Seitenscheibe zersplitterte.

Sie stieß einen einzigen verzweifelten Schrei aus. Aber sie wusste, in der Einsamkeit der Provence würde sie niemand hören. In ihrem Kopf setzte ein Rauschen ein, und dann versank die Welt hinter einem schwarzen Schleier.

1. Kapitel

Leon hatte den Weg zwischen den Häusern eingeschlagen. Er führte den Hügel hinunter, direkt in den Ortskern von Le Lavandou, wo man zwischen den Dächern das Meer glitzern sehen konnte. Der Pfad ging vorbei an Gärten, in denen es im Frühling und Sommer üppig blühte. Jetzt war das Gras braun, die meisten Blumen waren vertrocknet und die dicken Lavendelstauden von ihren Besitzern bis auf die grauen Strünke heruntergeschnitten. Aber die blühenden Bougainvilleen und die Oleanderbüsche erinnerten Leon daran, dass es auch im Oktober in der Provence noch angenehm warm sein konnte, weil das Meer die Wärme des Sommers gespeichert hatte. Und wenn der Wind aus dem Norden jetzt gelegentlich schon kühl übers Land wehte, dann sorgte das Meer wie eine riesige Zentralheizung dafür, dass die Büsche und Blumen bis in den Winter hinein blühten.

Leon blieb einen Moment stehen und genoss den Ausblick auf die blaue Bucht und die Fähre, die gerade zu den Inseln ablegte. Dann nahm er die letzten Stufen, überquerte die Avenue de Provence und kam am Kriegerdenkmal vorbei, an dem ein vertrockneter Lorbeerkranz lehnte. Eine verblichene Erinnerung an den 15. August, den glorreichen Tag, an dem die Einwohner von Le Lavandou bis heute die Befreiung von den deutschen Besatzern feierten. Allerdings hatte das Fremdenverkehrsamt

dafür gesorgt, dass die Feier in den letzten Jahren immer bescheidener ausfiel. Eine Bescheidenheit, die vor allem den gut zahlenden Feriengästen aus Deutschland geschuldet war. Inzwischen waren die Zeitzeugen so gut wie alle verstorben. Und so verblasste die kollektive Erinnerung an das historische Ereignis schneller als die Farben der Trikolore, die jemand um den trockenen Kranz gewunden hatte.

Der beginnende Herbst sorgte für entspannte Ruhe in der kleinen Küstenstadt am Meer. Viele Geschäfte waren geschlossen. Ihre Besitzer befanden sich im wohlverdienten Urlaub. Die schmalen Gassen, in denen sich in den Sommermonaten die Touristen drängten, lagen verlassen da. Nur ein paar Pensionäre saßen zu dieser frühen Stunde auf den Bänken der Uferpromenade, blinzelten in die warme Sonne und sprachen mit ihren Toutous, ihren Hündchen, die sie mit Keksen fütterten.

Früher hatte Leon seine Zeitung regelmäßig bei Michel im Tabac-Laden unten an der Promenade gekauft. Aber seit sich Michel als Kandidat für die radikalen Gardiens de la patrie hatte aufstellen lassen, mied Leon den Kiosk am Meer. Inzwischen kaufte er seine *Frankfurter Allgemeine* lieber in der Petite Librairie bei Monsieur Nortier. Der hatte die Buchhandlung vor eineinhalb Jahren von zwei alten Schwestern übernommen, die in Pension gegangen waren. Leon mochte das altmodische Geschäft, das neben Zeitungen auch Bücher und Schreibwaren im Sortiment hatte. Hier hatte ihm seine Mutter, als er noch ein zehnjähriger Junge gewesen war, während der Sommerferien die Comic-Hefte von Hergé mit den Abenteuern von *Tintin* gekauft. Die Geschichten von *Tim und Struppi* lagen noch heute im Schaufenster.

Als Leon den Laden betrat, setzte die Tür über eine Metallfeder ein Glockenspiel in Gang. Im hinteren Teil des Geschäfts konnte Leon Madame Auteuil, die pensionierte Lehrerin, erkennen, die eine Kiste Bücher in ein

Regal stapelte und sich dabei mit Monsieur Nortier stritt. Als der große Mann die Tür hörte, winkte er Leon zu und eilte nach vorn.

Monsieur Nortier war Ende vierzig, knapp einen Meter neunzig groß und etwas übergewichtig. Auf dem großen Körper saß ein Kopf, der viel zu klein schien für diesen massigen Mann. Leon war aufgefallen, dass der Buchhändler immer ein wenig schwitzte, nervös war und zu rötlichen Augenrändern neigte, was Leon auf eine Schilddrüsenüberfunktion zurückführte. Wenn Nortier durch seinen Laden ging, fürchtete Leon jedes Mal, er könnte einen der Ständer mit den Postkarten oder den Taschenbüchern umreißen. Doch Monsieur Nortier bewegte sich geschickt, wich jedem Hindernis im letzten Moment aus und war von übertriebener Freundlichkeit. Leon mochte Nortier nicht besonders, aber er legte auch in den Sommermonaten zuverlässig für ihn die *FAZ* zurück.

»Bonjour, Monsieur Nortier«, grüßte Leon, als er den Laden betrat.

»Ah, Docteur.« Nortier griff unter den Ladentisch und zog eine *Frankfurter Allgemeine* hervor. »Voilà, die habe ich schon für Sie zur Seite gelegt.«

»Merci, gentil.« Leon nahm die Zeitung in die Hand, betrachtete kurz die erste Seite und lächelte zufrieden.

»Gute Nachrichten?«, erkundigte sich Nortier.

»Sehr gute Nachrichten.« Leon klemmte sich die Zeitung unter den Arm und legte vier Euro auf die Glasschale. »Regen und Kälte in ganz Deutschland.«

»Bei uns soll es die ganze Woche so schön bleiben.« Der Buchhändler duckte sich ein wenig und sah mit schief gelegtem Kopf durch die Schaufensterscheibe nach oben zum blassblauen Himmel hinauf.

»Vive la France.« Mit einem Lächeln verließ Leon das Geschäft.

Er hatte sich diesen Tag freigenommen. Das Ende der Feriensaison bedeutete auch für den Rechtsmediziner weniger Arbeit. Keine Herzinfarkte leichtsinniger Touristen, die zu viel Wein in der Sonne genossen hatten, keine Motorradunfälle von reiferen Herren, die auf zu großen Maschinen ihre zweite Jugend auszuleben versuchten, und keine ertrunkenen Badegäste, die die Meeresströmungen unterschätzt hatten. Leon überließ das Rechtsmedizinische Institut von Saint-Sulpice an solchen Tagen der Obhut seines Assistenten und genoss etwas freie Zeit. Mit der Zeitung würde er sich in sein Stammbistro setzen. War das nicht genau der Grund, weshalb er damals die Universitätsklinik in Frankfurt verlassen und den Job in einer Provinzklinik bei Hyères angenommen hatte? Wenn er ehrlich war, dachte Leon, war das nicht der einzige Grund gewesen.

Leon beschloss, einen Umweg am Meer entlang zu machen. Er zog sich Schuhe und Strümpfe aus und ging barfuß durch den kühlen Sand. Immer wieder blieb er stehen, blickte auf die spiegelglatte See und sah den Wellen zu, wie sie auf den Sand schwappten. Die flache Sonne, das ewige Rauschen des Meeres und der schier endlose Blick in die Ferne. All das hatte eine eigenartig beruhigende Wirkung auf Leons Gemüt. Genauso musste es hier schon bei der Erschaffung der Welt ausgesehen haben, dachte er. Gemächlich spazierte er an den geschlossenen Strandcafés vorbei, die von ihren Besitzern mit dicken Brettern gegen die Winterstürme gesichert worden waren. Liegestühle lagen festgezurr in Drahtverschlängen hinter den Hütten. Und die zusammengefalteten Sonnenschirme erinnerten Leon an verpuppte Schmetterlinge, die nur auf die erste Frühjahrs-sonne warteten, um wieder zu schlüpfen.

Das Chez Miou war bestimmt nicht das eleganteste Café in Le Lavandou. Ganz im Gegenteil. Es war, höflich ausgedrückt, etwas in die

Jahre gekommen. Die Wände hätten längst einen neuen Anstrich gebraucht, die Toilette endlich ein funktionierendes Schloss und die Stühle eine neue Bespannung. Aber gerade dafür liebte Leon diesen Ort: für seine Unvollkommenheit und dafür, dass er direkt neben dem Bouleplatz lag.

»Was ist los, mon ami? Heute noch keine Toten aufgeschlitzt?«, begrüßte Jérémy den Gast. Der Wirt stand hinter der Bar und polierte die Weingläser, die er zur Kontrolle im Sonnenlicht drehte.

»Bonjour«, sagte Leon und setzte sich auf einen der Korbstühle, von denen um diese Jahreszeit die meisten frei waren. Nur an den Wochenenden kamen jetzt noch Touristen. Die waren meist aus dem Umland, tranken einen Wein und gingen am Strand spazieren, um dann beizeiten wieder zu verschwinden. Wer jetzt ins Miou kam, war ein Einheimischer. Oder er tat wenigstens so, wie Antoine, der Maler, der gleich am Eingang saß und so auffällig wie möglich in seinen Skizzenblock zeichnete. In der Hoffnung, dass einer der Besucher dem Künstler einen Wein spendierte.

»Hören Sie gar nicht auf ihn, Docteur.« Yolande, die Kleinstadtschönheit, die ihre Blusen und Röcke immer eine Nummer zu eng trug, schob sich auf Leon zu. »Ein Café crème und ein Baguette für den Docteur, richtig?«

»Sie können meine Gedanken lesen, Madame«, sagte Leon.

»Ich kenne alle Ihre geheimen Wünsche.« Yolande schenkte Leon einen Blick, den sie für zweideutig hielt, während ihr Mann sie nicht aus den Augen ließ. Aber statt zur Bar zurückzugehen, blieb sie noch einen Moment stehen und reckte sich, um nicht vorhandenen Staub von einer Wandlampe zu wischen. In Wirklichkeit tat sie das nur, um sich dem »Docteur« von ihrer Schokoladenseite zu zeigen. Doch der war längst in den Leitartikel der *FAZ* vertieft.

In diesem Moment betrat ein kleiner, drahtiger Mann in hellen Jeans, dunkelblauen Lederslippern und Wildlederjacke das Bistro. Michel, der Besitzer des Tabac-Ladens, schien es eilig zu haben.

»Gibst du mir schnell einen«, sagte er. Jérémy griff nach einem der Weingläser und schenkte einen Rosé ein. »Ich hab einen Termin in Toulon«, erklärte Michel in wichtigem Ton, in der Hoffnung, dass einer der Gäste nachfragte, worum es sich denn dabei handele. Véronique tat ihm den Gefallen. Sie war Anfang achtzig und hatte noch bis vor fünf Jahren ein Fischerboot besessen und Doraden gefangen. Selbst im Bistro nahm sie die Gitanes nicht aus dem Mund. Nach Leons Einschätzung war sie die beste Boulespielerin weit und breit.

»Ein kleiner Besuch bei deinen reaktionären Freunden?«, fragte Véronique provozierend.

»Ich werde wieder kandidieren«, sagte Michel zu Yolande, die ihn über die Schulter ansah. »Und diesmal stehen meine Chancen mehr als gut.«

»Gott behüte uns.« Véronique hielt Jérémy ihr Glas hin, und der goss wortlos noch etwas Pastis nach.

»Wenn von unseren Kirchtürmen erst mal der Muezzin ruft, dann wird das Gejammer groß sein«, sagte Michel. »Aber kommt dann bloß nicht zu mir.«

»Oh bitte, Michel. Zu dir und deinen Faschisten würde ich nicht mal kommen, wenn sie mir eine Moschee in den Vorgarten bauen würden.« Véronique nahm einen Schluck Pastis.

»Ganz genau, Véronique.« Leon hatte amüsiert von seiner Zeitung aufgeschaut. »Fragen Sie ihn doch mal, wie die letzten Umfragen waren.«

»Das können Sie gar nicht beurteilen, Docteur. Sie sind ja nicht mal Franzose.« Michel wurde ätzend, wenn er spürte, dass der Gegner ihm

überlegen war. Er schlug sich auf die Brust. »Die Herzen der Südfranzosen schlagen eben anders.«

»Ich weiß nicht. Das wäre mir bei meiner Arbeit bestimmt schon mal aufgefallen.« Leon versuchte den Ton locker zu halten.

»Jetzt mach aber mal halblang, Michel.« Das war Jean-Claude, der mit seinem Rollstuhl hereingefahren kam und die letzten Sätze gehört hatte. Auf dem Schoß lag wie immer sein Yorkshire-Terrier Henry. »Der Docteur ist wenigstens ein halber Franzose. Und ich wette, er zahlt dafür doppelt so viele Steuern wie du.«

»Wisst ihr eigentlich, was sie mit der alten Schule an der Route Nationale bei La Londe vorhaben?« Michel machte eine dramatische Pause und sah in die Runde. »Das wird eine Moschee.«

»Red doch keinen Quatsch«, sagte Véronique.

»Soweit ich gehört habe, soll dort ein Kulturzentrum entstehen«, mischte sich Antoine ein. Der Maler lehnte sich zurück und warf den dunkelblauen Schal über seine Schulter. Seine dunklen Haare wellten sich unter einem ausgefransten Strohhut. Leon war sicher, dass der Künstler sich seine Dauerwelle beim Friseur legen ließ. Antoine trug weite Leinenhemden und schwarze Jeans, die er bis über die Knöchel hochgekrempt hatte. Seine bloßen Füße steckten in Ledersandalen.

»Woher wollen Sie das wissen? Sie sind doch gar nicht von hier.« Michel klang jetzt eine Spur aggressiver.

»Monsieur Legrand hat schon in Paris ausgestellt«, nahm Yolande den Künstler in Schutz. »Das stimmt doch, oder?«

»Ich habe dort an der Kunstakademie unterrichtet«, korrigierte der Maler in gespielter Bescheidenheit.

»Malen Sie denn nur Hände?« Yolande räumte bei Antoine das Kaffeegeschirr vom Tisch und spähte dabei auf seinen Skizzenblock, auf

dem verschiedene Darstellungen von Händen zu erkennen waren.

»Das sind Skizzen«, erklärte Antoine. »Hände sind besonders kompliziert. Mindestens so kompliziert wie Gesichter.«

»Oh, vielleicht wollen Sie ja mal meine Hände malen.« Yolande hielt Legrand ihre gespreizten Finger hin, als wollte sie einer Freundin ihren Nagellack vorführen.

»Kommen Sie doch zu meiner Vernissage«, schlug Legrand vor. »Mittwoch im Rathausfoyer ab achtzehn Uhr ...«

»Yolande, Eis und Café für die Nummer vier.« Jérémy hatte seine Frau genau beobachtet, und es war an der Zeit, den Flirt mit dem Maler zu beenden.

»J'arrive, j'arrive«, seufzte Yolande. Sie kam an den Tresen und schnappte sich das Tablett, um es zu einer Gruppe von Gästen zu bringen, die draußen in der Sonne saßen. Natürlich nicht ohne noch einmal so nahe wie möglich an Antoinettes Tisch vorbeizugehen.

»Ich glaube, allein zu leben hat doch was für sich«, meinte Jean-Claude, der den kurzen Flirt beobachtet hatte. Dann wandte er sich Leon zu. Er wirkte nervös.

»Ist irgendwas?«, fragte Leon.

»Es gibt da eine Sache, da bräuchte ich mal deinen Rat, Leon.«

In diesem Moment summte Leons Handy.

»Moment.« Leon zog das Smartphone aus der Sakkotasche und warf einen Blick auf das Display. »Ist die Klinik.« Er tippte auf die Annahmetaste. »Ritter? Wann war das? Nein, lassen Sie alles, wie es ist. Ich komme direkt rüber.« Er legte auf.

»Ich dachte, du hast heute frei«, sagte Jean-Claude.

»Ist dringend. Ich muss los.« Leon stand auf, nahm seine Zeitung, klemmte einen Fünf-Euro-Schein unter die Kaffeetasse und ging Richtung

Ausgang.

»Unterwerfung!«, rief Michel in diesem Moment vom Tresen herüber. »Das ist es, was wir tun. Wir geben unser geliebtes Frankreich auf. In zwanzig Jahren werden uns die Muslime aus unserer Heimat vertrieben haben!«

Leon winkte mit der Zeitung, ohne sich noch einmal umzudrehen.

»Sie werden es auch noch begreifen, Docteur«, rief ihm Michel nach.
»Aber dann wird es zu spät sein!«

2. Kapitel

Isabelle saß hinter ihrem Schreibtisch und musste sich zwingen, wenigstens den Anschein zu erwecken, als würde sie ihrer Besucherin zuhören.

»Wir reden hier über nichts Geringeres als die Zukunft unserer Stadt«, sagte Madame Berthier und zupfte ihre hellblaue Strickjacke zurecht.

Isabelle betrachtete die Frau mit den auffallend blonden Strähnen in den Haaren und den zu grell geschminkten roten Lippen. Seit zwanzig Minuten saß diese Person vor ihr und quälte sie mit ihrem Vortrag über die Verleihung der »Fleur d'Or«, der Goldenen Blume, und die damit verbundene strahlende Zukunft von Le Lavandou. Isabelle drehte das Metallschild auf ihrem Schreibtisch so, dass die Besucherin es lesen musste. »Capitaine Isabelle Morell« stand darauf in weißen Buchstaben auf schwarzem Grund. Und das war keine Selbstverständlichkeit. In der hundertjährigen Stadtgeschichte von Lavandou war Isabelle die erste stellvertretende Polizeichefin der Gendarmerie nationale. Und genau das war auch der Grund, warum Commandant Zerna, der Polizeichef, Frauen wie Madame Berthier vom Fremdenverkehrsamt nicht selbst empfing, sondern zu ihr schickte.

»Ihrer Meinung nach wäre es also besser, wenn die Stuntshow am großen Kreisverkehr sich einen anderen Platz für ihr Winterlager suchen

würde«, unterbrach Isabelle ihre Besucherin. »Da habe ich Sie doch richtig verstanden?«

»Nicht *würde*, diese Leute *müssen* da weg. Und zwar heute noch.« Jetzt hielt es Madame Berthier nicht mehr auf dem Stuhl. Sie stand auf und beugte sich über den Schreibtisch. »Verstehen Sie denn nicht, was auf dem Spiel steht? Die ›Fleur d'Or‹ ist eine europaweit begehrte Auszeichnung. Unbezahlbare PR für unsere Stadt. Aber wenn das Komitee sieht, dass schon am Stadtrand die Zigeuner lagern ...« Sie ließ den Satz in der Luft hängen, als wüsste jeder Mensch, was das bedeutete.

»Soweit ich informiert bin, handelt es sich bei diesen Leuten weder um Sinti noch um Roma«, unterbrach Isabelle. »Sondern um eine Stuntshow, die Autocrashes vorführt.«

»Sie wissen, was ich meine, Madame ... Capitaine«, sie sah auf das Schild.

»Ich werde sehen, was ich tun kann«, sagte Isabelle ungerührt.

»Ich bitte Sie. Verstehen Sie doch, wie wichtig diese Auszeichnung für uns, was sage ich, für die ganze Region ist.«

In diesem Moment klopfte es an die Tür.

»Ja ...?«, rief Isabelle, dankbar für die Unterbrechung.

Die Tür öffnete sich und ein Polizist mit maghrebinischen Gesichtszügen erschien, den die Streifen auf den Schulterklappen als Lieutenant auszeichneten.

»Entschuldige, Isabelle«, sagte Lieutenant Mohammad Kadir, genannt Moma, freundlich.

»Was gibt's denn, Moma?«

»Es geht um eine Vermisstenanzeige. Hast du einen Moment?« Er deutete mit einer kurzen Kopfbewegung hinter sich, wo ein etwa fünfzigjähriger Mann ungeduldig darauf wartete, vorgelassen zu werden.

»Diese Leute müssen da verschwinden«, versuchte es die Frau vom Fremdenverkehrsamt noch einmal.

»Danke, ich habe Sie durchaus verstanden, Madame«, entgegnete Isabelle knapp. »Wir werden uns darum kümmern. Dann melden wir uns bei Ihnen.«

»Uns bleibt nicht viel Zeit ...«, versuchte es Madame Berthier erneut.

»Würden Sie uns jetzt bitte allein lassen.« Isabelle war aufgestanden und wies zur Tür. Madame Berthier verschwand kommentarlos. In diesem Moment drängte sich ein Mann an Moma vorbei in Isabelles Büro.

»Verzeihen Sie, Madame. Aber es geht um meine Tochter.« Der Mann hielt Isabelle die Hand hin. »Bonnet, Robert Bonnet.«

»Capitaine Morell«, sagte Isabelle.

Dem Mann standen Tränen in den Augen. Er schien leicht zu zittern. Wie jemand, der fror, weil ihn Sorge und Angst geschwächt hatten. Der Besucher war ganz offensichtlich kein Tourist. Er trug einen teuren grauen Sommeranzug, ein hellblaues Hemd und eine dunkelblaue Seidenkrawatte. Dort, wo ihm am Hals der Schweiß herunterrann, zeichneten sich dunklere Flecken auf dem Kragen ab. Sein Gesicht war blass vor Stress. Er hat so traurige Augen, dachte Isabelle.

»Sie ist weg«, sagte der Mann, als könnte er es selbst nicht glauben. »Dabei ist heute ihr Geburtstag. Ihr zweiundzwanzigster ...«

»Ihre Tochter ist also verschwunden?«

»Das versuche ich die ganze Zeit zu erklären. Wissen Sie, was Ihre Kollegen gesagt haben?« Der Mann deutete empört in Richtung Tür. »Ich soll in zwei Tagen wiederkommen.«

»Da haben die Kollegen recht. Bei Erwachsenen warten wir mindestens achtundvierzig Stunden, bevor wir etwas unternehmen. Es sei denn, es liegen Hinweise für ein Verbrechen vor.« Isabelle sprach betont nüchtern.